

Für unsere Kinder

Nr. 4 ○ ○ ○ ○ ○ ○ ○ Beilage zur Gleichheit ○ ○ ○ ○ ○ ○ ○ 1911

Inhaltsverzeichnis: Trost. Von Joseph v. Eichendorff. (Gedicht.) — Im Wald. Aus Iwan Turgenjeffs „Memoiren eines Jägers“. — Puppentheater. Von E. V. — Der Knabe von Budapest. Von Klara Müller-Jahnte. (Gedicht.) — Lebensgeschichte eines Massai. Aus „Durch Massailand“. Von Joseph Thomson. (Fortsetzung.) — Wundersame Reise einer Mäusenmaus und ihr trauriges Ende. Von Fr. Britschow. (Fortsetzung.) — Ob ich mich wehre! Von Hoffmann v. Fallersleben. (Gedicht.)

Trost.

Von Joseph v. Eichendorff.

Es haben viel Dichter gesungen
Im schönen deutschen Land,
Nun sind ihre Lieder verklungen,
Die Sänger ruhen im Sand.

Aber solange noch kreisen
Die Stern' um die Erde rund,
Tun Herzen in neuen Weisen
Die alte Schönheit kund.

Im Walde da liegt versallen
Der alten Helden Haus,
Doch aus den Toren und Hallen
Bricht jährlich der Frühling aus.

Und wo immer müde sechster
Sinken im mutigen Strauß,
Es kommen frische Geschlechter
Und sechsten es ehrlich aus.

○ ○ ○

Im Wald.

Aus Iwan Turgenjeffs „Memoiren eines Jägers“.

Ein Wald, der sich endlos dehnt, der den ganzen Horizont überdeckt, erinnert an das Meer. Indes der Wald ist einsörmiger und starrer als das Meer, besonders der Fichtenwald in seiner tiefen Stille und seiner fast vollständigen Regungslosigkeit. Das Meer rauscht und tändelt, es spielt in allen Farben und spricht in allen Stimmen. Der unveränderliche düstere Wald hingegen schweigt ernst oder murt dumpf. In langen aneinanderhängenden Reihen ziehen sich die bläulichen ungeheuren Massen von Nadelbäumen

dahin, nur hier und da einmal bunt unterbrochen von kleinen Flecken grüner Birkenhaine. Nirgends schimmert eine Kirche, nirgends leuchtet ein Feld; alles Wald, alles Bäume, nichts als spitze Wipfel und darüber in der Ferne ein feiner, dunkler Duft, der ewige Duft des Urwaldes. Etwas Erhabenes haucht von allen Seiten des Himmels über den Wald her. Große weiße Wolken ziehen über ihn hin, still und hoch. Heiße Sonne brüht über der schweigenden Erde. Das rötliche Wasser des kleinen Flusses vor dem Walde schleicht matt zwischen den Gebüsch hin, und auf seinem Grunde sieht man runde Hügel von Haarmoos. Die Ufer verschwinden ganz im Sumpfe, und nur hier und da treten sie im Glanze weißen Sandes hervor. Nun erhebt sich plötzlich ein Windstoß und wird ebenso plötzlich wieder still. Zwischen einzelnstehenden Laubbäumen am Rande des Waldes zeigen sich seine Spuren: Hausen von Blättern, die er zusammengewirbelt hat, und die nun unbeweglich daliegen. Leise beginnen die Bäume zu rauschen, Schatten fallen auf sie hernieder. Der Abend naht. Das Morgenrot hatte wie eine Feuersbrunst gelehrt und den halben Himmel eingenommen. Jetzt senkt sich die Sonne; die Luft hat etwas Durchsichtiges, gleichsam Glasartiges. Die Ferne wird von einem leichten Nebel verschleiert und mit dem Tau breitet sich ein rötlicher Glanz über das grüne Waldmeer, das eben noch von Strömen flüssigen Goldes übergossen war. Von den Bäumen und Gestrüchern am Waldsaum fallen lange Schatten. Die Sonne geht zur Rüste, ein Stern blinkt auf.

○ ○ ○

Puppentheater.

Im Vergnügungspark war ein Puppentheater aufgestellt. Ein buntbemaltes Haus mit einer Bühne, die durch einen purpurroten Vorhang abgeschlossen war. Im Halbmond reichten sich um die Bühne grün gestrichene Kinderbänke, von einem zierlichen, niederen Holzgitter eingefasst. Innen auf den Bänken saßen die Kinder, die ein Geldstück bei sich hatten und für das Schauspiel bezahlen konnten. Außerhalb des Gitters hielten sich solche Kinder auf, deren Taschen und Hände leer

waren. Sie mußten stehen, und die Allerkleinsten steckten die Köpfe durch das Holzgitter. Die Knaben auf den Bänken hatten Matrosenhüte und steifgestärkte Halskragen. Die Mädchen trugen kurze Spitzenkleider, die jedesmal, wenn die Kleinen sich setzten, wie ein Luftballon in die Höhe flogen. Dann lachten die Kinder draußen, weil man dabei die Hößchen der Mädchen von hinten sehen konnte. Die Zuschauer außerhalb des Gitters gingen meist barfuß, sie hatten keine Hüte oder trugen sie am Arm gehängt, damit ihnen nichts von dem Spiel entgehen könne.

Die Kinder innen und außen harreten froh, in Erwartung küßterten sie und schwiegen wieder. Da ertönte die Theaterglocke. Alle Kinderaugen richteten sich auf den Purpurchorhang, der langsam auseinanderglitt. Es war ein Marktplat zu sehen mit alten Siebelhäufeln. In der Mitte stand ein Brunnen, darinnen ein sonderbares Tier aus seinem aufgesperrten Rachen Wasser spie. Und jetzt kam feierlich eine buntlappige Puppe an die Rampe, verbeugte sich und sprach: „Verehrte Herrschaften! Erlaubt, daß ich euch ein Schauspiel gebe. Öffentlich wird es euch allen gefallen. Wem es nicht gefällt, der dicke selbst eines, das besser ist.“

Darauf ging der Mann wieder ab. Nun kam ein Schmiedemeister, der einen wirklichen Meisterkopf hatte. Der traf von ungefähr am Markt einen Gefellen, der Arbeit suchte. Sie betrachteten einander und redeten hin und her. Es gelang ihnen nicht, sich zu einigen, obwohl sie sich fast taub schrien. Denn jeder wollte der Klügere sein und den größten Vortheil aus dem anderen ziehen. Am Ende schlugen die beiden aufeinander los, daß man es nur so klatschen hörte. Sie gerieten in solchen Zorn, daß sie handgemein wurden, und daß dabei der Gefelle den Meister erschlug. Der Meister war tot, und sein Kopf baumelte über die Rampe hinaus. Als der Gefelle seine Tat sah, überlegte er sich, wie er sich herauslügen könnte, denn die Leute durften nicht wissen, daß er den Meister erschlagen hatte. Während seines Selbstgesprächs brachen ein paar zuschauende kleine Mädchen in Tränen aus. Sie hatten Mitleid mit dem Meister und Mitleid mit dem Gefellen.

Draußen vor dem Gitter stand ein Mann und sagte zu seiner Frau, die gleichfalls das Spiel betrachtete: „Nein, welch ein rohes Spiel ist das. Wie kann man Kindern das Menschenleben so abscheulich vorsühren und so verlogen.“

Dies hörten Knaben, die vor dem Gitter standen. Als jetzt auf der Bühne der Schutzmann angeritten kam, riefen sie laut: „Schluß! Schluß! Wir wollen etwas Schöneres sehen und hören, als solche Prügeleien.“

Da kam der Buntlappige wieder an die Rampe und schrie: „Ihr Zaungäste da draußen seid ganz still. Ihr bezahlt ja doch nichts und müßt nehmen, was man euch gibt. Unsere vornehmen Zuschauer sind zufrieden damit.“ Das Spiel sollte weitergehen, aber alle Kinder waren nun unruhig geworden. Die Knaben draußen riefen den Kindern auf den Bänken zu: „Laßt euch's nicht gefallen, wir wollen etwas Besseres sehen.“

Der Schutzmann auf der Bühne begann trotzdem sein Spiel. Er fluchte und schlug mit seinem Säbel ins Blinde. Da erhoben die Kinder vor dem Gitter ihre Stimmen, um ihn zum Schweigen zu bringen. Einige Knaben auf den Bänken aber sagten: „Laßt ihn doch, das Spiel ist ganz nett.“ Nun stellte sich ein Mädchen auf die Bank und rief: „Wenn ihr Buben solchen Anfinn redet, gehen wir Mädchen alle fort.“ Da schämten sich die Jungen, sie kletterten auf die Bänke und trampelten, daß nicht mehr gespielt werden konnte. Als der Theaterbesitzer sah, daß auch diese Zuschauer keine Ruhe gaben, steckte er das Spiel auf. Während dieses Gelärms ging der Mann vor dem Zaune mit seiner Frau zu dem Besitzer und sagte: „Ich will selbst den Kindern ein Spiel geben, daß sie auf ihre Kosten kommen.“ Dem Besitzer war das recht, und er ließ beide hinter die Rampe treten.

Bald ertönte die Glocke zum zweiten Male. Nun ging ein Mädchen im weißen Gewand, mit Blumen im losen Haar über den Markt. Da wurde es von einer Wache angehalten. „Wer bist du?“ fragte der Soldat. Das Mädchen wandte sich um und sagte lächelnd: „Ich bin die Freiheit.“

„Keine Scherze!“ rief der Soldat. „Wir, ich und Tausende, halten Wache, damit die Freiheit nicht in unser Land eindringt. Ich muß dich ausweisen, denn du hast dich gewiß des Nachts zu uns geschlichen.“ Er betrachtete das Mädchen und schüttelte den Kopf: „Ich habe hierzulande noch nie ein solches Geschöpf gesehen, das aussieht wie du.“

„Ich habe mich nicht eingeschlichen,“ erwiderte die Freiheit, „ich bin mit dem Morgen, dem Tag gekommen. Du und Tausende können mich nicht verjagen, denn ich wache mit dem Schatten der Nacht und ich erstehe am Sonnen-

morgen.“ Der Soldat lachte auf: „Du redest irr. Sieh mich an, meine Rüstung, meine Waffen. In unseren Zeughäusern stehen Gewehre, Kanonen, in unseren Seehäfen liegen Kriegsschiffe.“

Die Freiheit hob das Haupt und sprach: „Brüder, die Freiheit könnt ihr nicht totschießen. Wenn sie mit dem Morgen da ist, so könnt ihr sie nicht mit euren plumpen Waffen morden.“ Als die Freiheit ausgesprochen hatte, ging es von ihr wie ein Leuchten aus. Der Soldat wandte das Gesicht zur Erde und schwieg. Als er wieder aufblicken konnte, sagte er: „Freiheit, du bist schöner und gewaltiger als wir mit unseren Mordwerkzeugen. Ich verstehe dich, es ist, als wolle man die Sonne mit Kanonen vom Himmel schießen. Das wäre ein törichtes Spiel.“

„Ja,“ entgegnete die Freiheit, „auch darum töricht, weil ihr die Erde um die Sonne bringen würdet. Aber es ist beides so unmöglich wie verwegen.“ Der Soldat blickte wieder zur Erde, denn die Freiheit blendete ihn. Da sah er, wie seine Knöpfe glänzten. Und er lachte: „Ich habe mich selbst in diesen Gefangenekittel eingeknüpft. Ich will mich daraus befreien.“ Und er riß die Kleider von sich.

Da jubelten die Kinder in und außer dem Gitter. „Er wirft den dummen Säbel weg! Und der Rock mitsamt den schönen Knöpfen ertrinkt im Brunnen.“ Ein Knabe machte: „St! St!“ Als die Augen der Kinder auf der Bühne den Soldaten suchten, da war ein anderer Mensch aus ihm geworden. Er trug ein helles Gewand und stand zur Seite der Freiheit.

In diesem Augenblick stürzte ein Haufen Soldaten herbei und auf einem Pferde voran der Hauptmann. „Das ist Fahnenflucht!“ schrie er. „Soldaten, gebt Feuer!“ Die Soldaten legten die Gewehre an, aber sie trachten nicht los. Denn das junge lichte Weib stand da und rief: „Brüder, ich bin die Freiheit.“ Es ging ein Leuchten von der Gestalt aus, daß alle geblendet standen. Die Soldaten erkannten den Mann neben der Freiheit und jubelten: „So könnten wir alle aussehen, so frei und glücklich wie er. Wir sollen unsere Hoffnung töten? Unsere eigene Zukunft?“ Sie reichten sich die Hände und umstellten schützend die Freiheit. Da sah der Hauptmann, daß er allein war. Er konnte nicht befehlen, weil niemand bei ihm geblieben war. Er stieg vom Pferde und führte es am Zügel davon. Seine Worte wurden von Jubelrufen erstickt.

Die Kinder fanden das Spiel spaßhaft und brachen in schallendes Gelächter aus. „Da geht er nun mit seinem Säbel und mit seinem Gewehr! Seht, seht!“ Die Bühne füllte sich mit Soldaten, bis dicht an die Häuser heran standen sie auf dem Marktplatz. Es öffneten sich die Fenster, und Leute schauten heraus. Die Freiheit nahm ihre Blumen aus dem Haar und warf sie unter die herbeiströmenden Männer, die voll Begeisterung sangen, ihr zur Ehre. Und es war das Befreiungsklied der großen französischen Revolution, ein Lied, in dem Fesseln sprengen: die Marseillaise. Aus den engen Gassen kamen die Frauen herbei und sangen freudig mit, die Kinder folgten in eigener Weise.

Da konnten auch die Kinder hinter dem Zaune nicht mehr an sich halten. Die Knaben nahmen die Mädchen an den Händen, und der große Jubel riß auch die Kinder auf den Bänken mit fort. Es erhoben sich alle und wiederholten den Kinderchor:

„Wir rücken nach in eure Bahnen,
Wenn ihr, o Väter, nicht mehr seid.
Euer Staub dort wird uns mahnen
Und die Spur eurer Tapferkeit!
Was liegt am Leben! Mag's verhallen!
Mehr doch gilt euer Todesloos.
Ein stolzes Ziel erschimmert groß:
Euch rächen oder auch zu fallen!“

Da fielen die Erwachsenen wieder in das Lied ein:

„Nehmt Waffen! Bürger all!
Schließt dicht die Reihen! Es gilt!
Marsch, marsch! Drauf los!
Verruchtes Blut
Durchtränke das Gefilde!“

Der Purpurvorhang schloß sich und verbarg den Kindern das Freiheitspiel. Aber in ihre kleinen Herzen war eine frohe Botschaft gekommen: das Lied der Freiheit.

Die Seelchen harren still wie eine Harfe, ob nicht das Leben in ihre Saiten greift. e. w.

o o o

Der Knabe von Budapest.

Von Klara Müller-Jahnte.

„Arbeit gebt uns und gebt uns Brot!
Wir leiden Kälte, wir leiden Not:
Wir haben ein Recht auf Leben —
Das Recht nur sollt ihr uns geben!“

Ein Heer von aber tausend Mann,
Mit dröhnenden Schritten rückt es an,

Zur Seite ihm Bier und Schrecken — — —
Der Sturm rast um die Ecken.

Der Schneesturm pfeift. Aus dem warmen Haus
Lugen Eschako und Helm heraus;
Im kalten Schneelicht blißen
Goldene Knöpfe und Ligen.

— „Zurück! Wir gaben euch Holz und Brot,
Wir hatten Erbarmen mit eurer Not;
Doch ein Recht auf Arbeit und Leben,
Wer hat euch das gegeben?“ —

Und lähmende Stille. Ein Wetterfchlag
Fuhr aus dem Himmel am kältesten Tag.
Dann — dröhnend wie Donnerrollen:
„Wir haben es, wenn wir wollen!“

Und hämmernd das Blut in den Schläfen braust,
In dem Türgriff rüttelt die Schwielenfaust,
Auf dem Estrich krachen die Sohlen!
„Wir werden das Recht uns holen!“

— „Zurück! — Gewalt denn wider Gewalt!“ —
Und der Säbel klirrt und die Büchse knallt.
„Zurück!“ — Und die Stürmenden weichen
Ueber Wunde zurück und Leichen.

Aufbrüllt die Menge vor Scham und Wut —
Und mitten in tosender Kämpferflut
Mit blonden, flatternden Haaren
Ein Knabe von dreizehn Jahren!

Der hebt die wehrende Hand — ein Schrei! —
Ein Stauen und Stampfen... nun ist's vorbei:
Im Straßengewühl zertreten!
Und fluchende Lippen beten. . . .

„Und wenn das Recht von Gottes Hand
Genagelt wär an des Himmels Wand,
So wüchsen uns Geierschwingen —
Wir werden das Recht erringen!“

Zurück — für heute!! — Was heulst du, Weib?
Auf diesem zuckenden Kinderleib
Soll unser Recht auf das Leben,
Ein blutendes Mal, sich heben!“ —

Des Führers Wort grollt hart und heiß;
Und still wird es und leer im Kreis.
Er kniet im segenden Winde
Bei seinem toten Kinde.

In wehenden Wirbeln treibt der Schnee
Und küßt die Wunden und löscht das Weh,
Und hüllt in schützende Decken
Die blutige Saat der Schrecken.

o o o

Lebensgeschichte eines Massai.

Aus „Durch Massailand“. Von Joseph Thomson.

(Fortsetzung.)

Bis ein Raubzug verabredet wurde, hatte Moran nichts anderes zu tun, als Bekanntschaften zu machen und sich mit den Mädchen die Zeit zu vertreiben. Manchmal konnte man ihn sehen, wie er um das Lager mit einer jungen Massai herumspazierte, die den Arm um seine Hüfte geschlungen hatte. Nach dem Vieh mußten einige Elkononos sehen, die Dienstboten der El-Moran. Wenn auch der Kral neben einem gefährlichen Nachbar lag, so fanden doch keine Gefechte statt. Da aber die Regel bestand, daß Kriegerkrals keine Dornhecken zum Schutze haben durften, war besonders zur Nachtzeit die äußerste Wachsamkeit geboten. Auch Moran mußte häufig Wache stehen. Zu anderen Zeiten beteiligte er sich an verschiedenen militärischen Übungen. Ungleich den Regerstämmen führten die El-Moran eigentlich ein ernstes Leben. Sie veranstalteten keine geselligen Spiele, keine Tänzerien beim Mondschein, ließen keine lustigen Gesänge erschallen oder donnernde Trommelmusik ertönen. Kein musikalisches Instrument irgendwelcher Art verschönerte das Leben der Massai, und Gesänge stimmten sie nur an, wenn sie von einem erfolgreichen Streifzug zurückkamen oder zu ihrem Ngai beteten. Sobald es abends finster wurde, stellte man im Kriegerkral Wachen aus, das Vieh wurde gemolken, und dann trat Stille im Lager ein.

Kurze Zeit nachdem Moran in den Kral eingetreten war, wurde er berufen, seine Stimme zur Wahl eines Leitunu und eines Leigonani abzugeben. Der Leitunu ist der Krieger, der von einer Anzahl Krals zum Führer oder Hauptmann erwählt wird, und erhält unumschränkte Gewalt über Leben und Tod. Er lenkt die Gefechte, führt aber seine Leute im Kampfe nicht selbst. Der Leitunu steht vielmehr, wie der General einer zivilisierten Armee, außerhalb der Schlachtreihe und überwacht den Gang des unter der persönlichen Führung des Leigonani gelieferten Gefechtes. Entdeckt er aber Anzeichen, daß seine Leute wanken, so stürzt er sich sofort mit seiner Leibwache in den Kampf. Jeder Kriegsbezirk erwählt seinen eigenen Leitunu. Dieser erhält sein Amt aber nur auf Widerruf, und wenn er den Krieg schlecht lenkt oder sonst nicht befriedigt, wird er kurzerhand abgesetzt. Das Amt des Leitunu ist der einzige Anlauf zu einer Art von Re-

gierung, im übrigen regelt die Gesamtheit der erwachsenen Massai selbst ihre Angelegenheiten. Ein anderes Amt als der Leitunni hat der Leigonani. Der Leigonani ist der öffentliche Vertreter des Krals und leitet die Verhandlungen bei Streitfällen. Es ist bemerkenswert, daß die kampflustigen Massai die denkbar besten Redner sind und in der Hitze des Streits nie die Gewalt über sich verlieren.

Nachdem der Leitunni und der Leigonani erwählt worden waren, beschloßen die El-Moran, einen Raubzug nach der Küste zu unternehmen. Sie bereiteten sich auf den Krieg vor, indem sie sich für einen Monat in kleinen Gruppen in den Wald zurückzogen und sich dort voll Fleisch stopften. Dadurch glauben sie, einen hinlänglichen Vorrat von Muskelkraft und Kampfmuth in sich aufzuspeichern. Auch ward eine Abtheilung zu dem vornehmsten Zauberpriester der Massai gesandt, um sich Rats zu holen wegen der besten Stunde zum Ausbruch, und um ihn um Zaubermittel zu bitten, durch die sie siegreich würden. Am Tage des Ausbruchs gingen die Frauen des Krals ins Feld und tauchten Grasbüschel in den Rahm der Kuhmilch. Dann tanzten sie und riefen Ngai an, daß er dem Unternehmen der Männer glücklichen Erfolg gewähre, und warfen darauf das Gras nach der Richtung der Gegend fort, wo die Feinde waren. Gras und Milch sind für die Massai heilig. Die Milch muß in besonders für ihre Aufnahme bestimmten Kalebassen aufbewahrt werden, in die niemals Wasser gegossen werden darf und die mit Holzasche gereinigt werden. Die Milch zu kochen, gilt als greuliche Schändung und auch als genügender Grund, eine Handelskarawane niederzujetzteln. Man glaubt, die Kühe gäben keine Milch mehr, wenn diese gekocht wird. Die Kühe werden nur im Finstern gemolken. Auch die jungen Männer heulten mehrere Stunden im Chore „Amon Ngai-ai“, „Wir bitten zu Ngai“. Hierauf ward Mustering über die Krieger gehalten, und dann marschierten sie ab.

Einen absonderlichen und furchterweckenden Anblick boten diese hochgewachsenen und übermüthigen jungen Keblabschneider auf dem Marsche. Der El-Moran, der sich auf dem Kriegspfad befindet, trägt den Naibere, ein Stück Baumwollenzug von fast zwei Meter Länge und zwei drittel Meter Breite mit einem bunten Längsstreifen in der Mitte; der Naibere ist um den Hals befestigt und wällt von da in fliegenden Falten herab. Um das

Gesicht trägt der Krieger einen Kranz von Straußenfedern, die in einen Lederstreifen eingesteckt sind. Sein Haar ist in zwei Zöpfen aufgebunden, von denen der eine nach vorn, der andere nach hinten hängt. Über den Schultern sitzt ein ungeheurer Kragen von Habichtfedern. Das Ziegenfellmäntelchen, das sonst von der Schulter herabhängt, ist jetzt zusammengerollt und fest um die Lenden geschlungen, so daß die Arme frei geworden sind. Die Beine sind mit dem weißen Woll des Seidenraffen geschmückt, das wie Flügel von den Waden absteht. Im übrigen besteht der Leibschmuck des kämpfenden El-Moran aus der üblichen Salbe von Fett und Lehm. Das Sime oder Schwert steckt er an der rechten Seite fest, und durch den Gürtel wird auch der Schädelzerschmetterer, die Streitkeule gesteckt, die er auf den anstürmenden Feind schleudert oder dazu benutzt, dem Verwundeten den Garauß zu machen. Ein großer Schild in der linken Hand und ein großer Speer in der rechten vervollständigen die kriegerische Ausrüstung. Zu dem allem denke man sich eine hohe, schlankte Gestalt und das Gesicht des Satans, und man hat das Musterbild eines Massaikriegers vor sich. Der El-Moran ist ungeheuer stolz auf seine Waffen und würde sich von allem lieber als von seinem Speere trennen. Er prahlt mit seinen Narben, als dem wahren Schmuck eines Kriegers.

Mit großer Kühnheit und vollendeter Kenntnis der Gegend fanden Moran und seine Kameraden ihren Weg aus dem Innern zur Küste ins Suaheliland. Die Suaheli sind ein Negerstamm, der stark mit Arabern vermischt ist; die Araber waren ja lange Zeit die Herren der Ostküste Afrikas. Die Massai hatten herausgefunden, daß sie im Suaheliland das Vieh viel leichter ungestraft wegführen konnten als sonst irgendwo — trotz der Gewehre der Suaheli und der zahlreichen Bevölkerung. Dem unfreien Küstenvolk, das unter der Herrschaft der arabischen Sultane von Sansibar stand, fehlte es an Opferwilligkeit, für andere zu kämpfen, und an Mut, sich zu verteidigen. Die Suaheli entschuldigten ihre Feigheit damit, daß sie von dem Vieh ihrer Nachbarn keinen Vorteil hätten. „Wir bekommen weder ihr Fleisch noch ihre Milch,“ sagen sie, „warum sollen wir also dafür sechten, daß unser Nachbar sein Vieh behalte?“ Als die Massaikrieger sich der Küste näherten, versteckten sie sich im Busch, während einige der Tapfersten und Gewandtesten vorausgingen, um das Land aus-

zufundtschaften. Nachdem diese günstige Gelegenheit erpäht hatten, brachen die Massai in die Dörfer ein, wo sie wenig Widerstand, aber viel Beute fanden. Ernsthafte Kämpfe wagte die erschrockene Bevölkerung den furchtbaren Massai nicht zu liefern, und nur einige der El-Moran fielen auf diesem Raubzug. So kehrten die Krieger mit großer Beute an Vieh und in bester Stimmung wieder ins Innere zurück. Als sie ihre Heimat erreicht hatten, mußte die Beute verteilt werden. Eine gewisse Anzahl Vieh wurde als Anteil des Zauberpriesters beiseite gestellt, der die Krieger so gut beraten hatte und dessen Zaubermittel so machtvoll gewesen waren. Um die übrige Beute aber entspann sich blutiger Streit. Nicht einmal der Versuch wurde gemacht, sie angemessen zu teilen. Die stärkeren Leute und Kampfhähne unter den Kriegern ergriffen ganz einfach Besitz von dem ihnen gefallenden Vieh und forderten die übrigen heraus, zu kommen, wenn sie sich etwas davon holen wollten. Die landläufige Regel war die, daß der Krieger Besitzer des Viehs ward, der seine Ansprüche drei Tage lang im Einzellopf gegen alle Mitbewerber aufrechterhalten konnte. Doch blieb das so gewonnene Vieh nicht das Eigentum des Kriegers selbst. Ein Krieger kann kein Eigentum besitzen, und alles, was er an Vieh erbeutet, geht in den Besitz seines Vaters über. Und so begann jetzt das wirkliche Gesecht des Raubzugs, bei dem eine entseßliche Wildheit entfaltet wurde. Bei der Teilung der Beute wurden mehr Krieger getödet als bei ihrer Eroberung. Für einen Mann, der in einem solchen Zweikampf fällt, nimmt seine Familie keine Rache. Wird jedoch ein Mensch meuchlings ermordet, so muß der Schuldige mit einer Buße von 49 Rindern sich von der Rache loskaufen. Da Moran noch jung war, so mußte er sich mit der Ehre und dem Ruhme des Raubzugs begnügen; er durfte noch nicht daran denken, sich mit den geschickteren und wilderen Fechttern zu messen.

Nachdem die Beute verteilt war, mußte die Gemeinschaft der Krieger den in dem Raubzug gefallenen Kameraden die schuldigen Ehren erweisen. Wer in der Schlacht fällt, wird des höchsten Lobes für würdig erachtet. Darum heulten die Krieger und sprangen tanzend in die Luft, bis dem Andenken der Toten Genüge geschehen war.

Moran erlebte eine Menge ähnlicher Gesechte und erwarb sich einen großen Ruf in manchem Feldzug gegen die umliegenden Länder.

Darauf brach ein Krieg zwischen den Massai-Stämmen selbst aus, und Moran mußte seinen Brüdern von Nairoascha zu Hilfe kommen, welche von den Watwahi hart bedrängt wurden. Die Watwahi haben mehr Negerblut in ihren Adern als andere Massai-Stämme. In diesen inneren Kriegen ging es ganz geregelt zu. Plötzliche und unerwartete Angriffe waren nicht beliebt. Ein Platz wurde zum Schlachtfeld ausgesucht, und dahin wanderten alle Krieger der streitenden Stämme mit ihrem Vieh und den jungen Mädchen. Zunächst wurde ein Waffenstillstand festgesetzt und Krals in den Lagern erbaut. Dann trat eine gewisse Anzahl Krieger von beiden Seiten vor, und es entspann sich ein wütendes Handgemenge, wobei die Weiber die Kämpfer zu sühnen Taten ansporteten. Die Watwahi blieben schließlich Sieger, und das Vieh der Massai fiel in ihre Hände, auch vertrieben sie die Besiegten aus einem großen Teil des Landes.

Zur Abwechslung von diesen ersten Kämpfen machte sich Moran ein Vergnügen daraus, als Wegelagerer die Händler und ihre unglücklichen Suaheliträger zu überfallen, die durch Massailand zogen. Er konnte seinen Genossen im Kral ein wieherndes Gelächter entlocken, wenn er erzählte, wie er diesen zu Tode erschreckt, jenen auf seinen Speer gespießt oder den Schädel eines dritten zu Mus zerschmettert habe. Den Eisendraht und die Perlen, die er von den Händlern als Tribut empfing, behielt er selbstverständlich nicht für sich, sondern verteilte sie unter seine Geliebten im Kral.

So flossen unter Krieg und Frauendienst Morans Tage glücklich dahin. Sein Aussehen war wild, sein Auftreten ernst, und er hatte sich eine wirklich überraschende Vornehmheit erworben. Wenn er Neugierde zeigte, so geschah dies in einer würdevollen Weise. Selten verfiel er in ein gemeines Lachen, und selbst ein Lächeln war kaum möglich auf einem Gesicht, das man nur teuflisch nennen konnte.

(Fortsetzung folgt.)

o o o

Wundersame Reise einer Mühlenmaus und ihr trauriges Ende.

Von Fr. Pritschow. (Fortsetzung.)

Immer weiter ging die Fahrt. Eine Schar von Vögeln flog hinter dem Fahrzeuge her. Plötzlich ließen sie sich auf dem treibenden Heubündel nieder, so daß Flix in der Eile und vor Schreck sich nicht mehr verstecken

konnte. Erstaunt und neugierig betrachteten die Vögel die zitternde Maus, die schon ihr Ende nahen fühlte. Aber sie taten Flix nichts, und einer von ihnen sprach diesen also an:

„Schnatter, schnatter, schnatter;
Lieber Herr Gevatter,
Wo habt Ihr das Schiff genommen,
Und wo seid Ihr hergelommen?
Sagt, wo wollt Ihr denn noch hin?
Bringt die Fahrt Euch auch Gewinn?
Sagt das, Herr Gevatter;
Schnatter, schnatter, schnatter.“

Flix mußte gar nicht, welche Frage er zuerst beantworten sollte. Die Vögel, die sich ihm als Wildenten vorstellten, waren aber freundlich zu ihm. Und so erzählte er ihnen die ganze Geschichte von den schrecklichen Katzen daheim und von seiner Reise zu dem König aller Mäuse, der in der nahen Stadt wohnen sollte. Dann klagte er über sein Mißgeschick, das ihn hier auf das treibende Heubündel verschlagen habe. Ob die Wildenten ihm nicht helfen könnten, wieder an das Land zu kommen? O ja, sie wollten ihm gern helfen. Vergnügt schnatterten sie durcheinander und plumpsten ins Wasser. Mit ihren Schnäbeln stießen sie das Fahrzeug vor sich her und steuerten es ans Ufer. Am Ufer hielten sie das Heubündel fest, so daß Flix ganz gemütlich aussteigen konnte. Dieser war glücklich und sprach voller Freude und Dankbarkeit zu den hilfreichen Enten:

„Wenn ihr mir nicht geholfen hättet
Und mich aufs trockne Land gerettet,
Wär ich vor Hunger umgekommen
Und elendlich im Fluß ertrunken.
Ihr Schnatterenten, habet Dank!
Nun kann ich wandern frei und frant!“

Den guten Enten war es aber gar nicht um Dank und Lohn für ihre Tat zu tun gewesen. Sie erhoben sich in die Lüfte und flogen davon, nachdem sie Abschied von Flix genommen hatten. Noch einen letzten Blick warf Flix auf das treibende Heubündel, das sich wieder im Strome drehte und fortgerissen wurde, dann wanderte er weiter seinem Ziele zu. Da es aber nicht geheuer war, bei Tag in die Stadt zu gehen, so sah er sich bald nach einem Schlupfwinkel um.

Hier vor den Toren der Stadt standen vereinzelt kleine Gartenhäuschen inmitten blumiger Beete. Flix schlüpfte ohne Mühe durch die Türspalte eines besonders schönen Häuschens. Als er darin war, suchte er vor allem nach Nahrung. Alles war still und nichts regte sich. Er kletterte in ein Schränkchen und fand etwas Brot — sonst nichts. Er aß sich satt.

Dann suchte er nach einem sicheren Versteck im Winkel. Doch was war denn das! Noch das nicht ganz so wie Schinken und Speck? Da mußte er doch gleich einmal nachspüren. Und richtig — mitten in einem kleinen vergitterten Kasten hing ein sauberes Stückchen Speck! Wie aber hineinkommen? Flix bemerkte eine kleine Tür, die in das Innere des Kastens führte. Wie er eben hineinschlüpfen wollte, hörte er neben sich ein feines Stimmchen:

„Liebes zartes Mäuselein,
Geh doch lieber nicht hinein.
Alle kleinen Mäuse, alle
Gingen in die Mäusefalle.
Und sie nahten von dem Speck,
Aber ach, der Schreck, der Schreck!
Denn sobald sie angebissen,
Ward die Türe zugerissen.
Geh nicht, du kommst nie heraus,
Mit dem Leben ist es aus.“

Erstaunt schaute sich Flix um, wer wohl der Sprecher sei. Er gewahrte zwischen den Stäben der Mäusefalle eine große Spinne; sie war es, die so zu ihm gesprochen hatte. Nun, dachte Flix, so schlimm wird es nicht gleich sein. Die gute Spinne übertreibt sicherlich. Er antwortete ihr:

„Ach, ich weiß schon, liebe Spinne:
Waren erst die Mäuse drinnen,
Aßen sie den ganzen Speck —
Und dann hatten sie den Schreck.
Ich bin aber nicht so dumm,
Beiß an und lehre um.“

Und ehe die Spinne etwas erwidern konnte, schlüpfte Flix durch die Öffnung in den Kasten, biß herzhaft in den Speck und sprang sofort mit einem einzigen großen Sahe zur Tür hinaus. Schwapp, flog mit lautem Krach die Tür hinter ihm zu und klemmte seinen schönen langen Mausechwanz ein. Vor Schreck und Schmerz schrie Flix laut auf. Aber da half alles Schreien und Zappeln nichts, er war eingeklemmt und saß fest. Allerdings war er nicht in der Falle gefangen, doch was nützte ihm das, wenn er nicht loskommen konnte. Dazu der höllische Schmerz! O, es war furchtbar! Umsonst redete die Spinne gütig und tröstend auf Flix ein. Dieser gebärdete sich wie toll. Wäre er nur der Spinne gefolgt. Wie er wohl länger als eine Stunde in seiner Verzweiflung getobt hatte, kam er langsam wieder zur Besinnung. Nun konnte die Spinne auch wieder ein vernünftiges Wort mit ihm reden. Sie sprach zu dem armen Flix:

„Arme Maus, es kommen heute
Aus der nahen Stadt die Leute.
Hier im hübschen Laubenhäus
Ruhn sie von der Arbeit aus.
Als bald werden sie dich sehn,
Und dann ist's um dich geschehn.
Arme Maus — — —“

Weiter kam die Spinne nicht, denn draußen wurden Stimmen und schwere Schritte laut. Es war klar, schon kamen die Leute. Da nahm Flix all seine Kraft zusammen — mit einem verzweifelten Saße riß er sich los und huschte unter das Gerümpel in der Ecke. Aber die schöne glänzende Haut seines prächtigen Mausechwanzes verblieb unter der Fallentür.

IV. Das schreckliche Ende der Reise.

Es war stocfistere Nacht, als die Menschen endlich aufbrachen und den Heimweg antraten. Nun machte sich auch Flix auf in die Stadt, trotz der heftigen Schmerzen, die er immer noch verspürte. Er konnte froh sein, daß er noch einmal mit dem Schreck davon gekommen war. Nachdem Flix das Gartenhäuschen verlassen hatte, folgte er einem breiten Weg, auf dem er am schnellsten und sichersten in die Stadt zu gelangen hoffte.

Der Weg führte sanft bergan. Da — welch zauberhafter Anblick! Hinter weiten Gartenanlagen mit prächtigen dunklen Baumgruppen leuchteten und funkelten die vielen, vielen Lichter der Stadt. Am Fuße des Hügels, von dem aus Flix alles übersehen konnte, lag ein herrlicher Park. Durch den Park mußte er noch wandern, ehe er in die Stadt gelangen konnte. Den König aller Mäuse hoffte er dort bald zu finden. Sicher wohnte er in dem schönsten und reichsten Hause der Stadt. In kurzem war Flix also am Ziele seiner Reise und konnte bald in die Heimat zurückkehren. Er würde den Mühlenmäusen Rettung bringen und Ruhm und Ehre ernten — wie freute er sich.

Flix gelangte an ein großes Parktor. Wohlgenut spazierte er hindurch und stand alsbald vor einer steinernen Treppe. Rechts und links erhoben sich auf mächtigen Sockeln riesige Raken, aus weißem Stein gehauen, die sich gespenstisch von dem dunklen Nachthimmel abhoben. Flix bemerkte bald, daß die steinernen Raken ganz harmlos waren, und beherzt erkletterte er die Steinstufen. Von da oben führte eine herrliche Allee uralter hoher Kastanienbäume in schnurgerader Linie zu einem weißen Säulentempel. Vor dem Bau machte Flix Halt, etwas eingeschüchtert durch das plätschernde

Geräusch eines Springbrunnens, der den Platz vor dem Tempel zierte. Sonst war alles still und kein lebendes Wesen war zu sehen. So wanderte Flix denn weiter. Zum zweitenmal kam er durch ein großes Parktor und war nun bereits in der Stadt. Er erblickte ein festlich erleuchtetes großes Haus. Es war ein Schloß. Flix fand den Weg dahin durch einen großen Teich versperrt. Kurz entschlossen lief er um diesen herum und stand endlich vor dem Schloß, in das er durch die Spalte einer Kellertür einbrang. Hier fand er sicher Mäuse, bei denen er sich nach dem Wohnsitz des Königs aller Mäuse erkundigen konnte. Vielleicht traf er sogar seinen Fürsten selbst hier in diesem Schlosse an. In einem Schlosse mußte ja auch der König der Mäuse wohnen! (Schluß folgt.)

o o o

Ob ich mich wehre!

Von Hoffmann v. Fallersleben.

Und als ich ritt zum Wald hinein,
Da dräuten mir zwei Schnecken;
Ich schlug mit meinem Schwerte drein
Und tät sie niederstrecken.

Ich bin ein Held,
Ich habe Mut, ich habe Geld!
Ich halt' auf Ehre:
Ob ich mich wehre!

Und als sich bäumte wild mein Pferd,
Da schimpfte mich ein Fröschlein;
Ich war nicht faul und schwang mein Schwert
Und gab ihm eins aufs Göschlein.

Ich bin ein Held,
Ich habe Mut, ich habe Geld!
Ich halt' auf Ehre:
Ob ich mich wehre!

Ich sollte nur in Harnisch sein
Von Haupt bis zu den Füßen,
Ei, käme selbst ein Stachelschwein,
Ich wollt' es schön begrüßen!

Ich bin ein Held,
Ich habe Mut, ich habe Geld!
Ich halt' auf Ehre:
Ob ich mich wehre!

Verantwortlich für die Redaktion:
Frau Maria Zettin (Zindel), Wilhelmshöhe,
Post Degerloch bei Stuttgart.

Druck u. Verlag J. S. W. Dietz Nachf. G. m. b. H. Stuttgart.